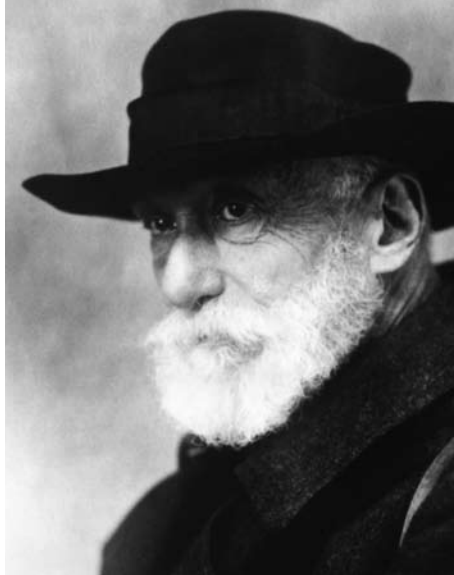




Römerhof
Verlag



August Forel

Rückblick auf mein Leben

Junger Ehestand

Ehefrau als Helferin und Chordirigentin – der erste Abstinenz und Blaukreuzler – Geburt des ersten Sohnes – die Bewusstseinsfrage – eine Bettruhe-Kur und indische Ameisen – ein Gedankenleser – Umwandlung des Strafbauwesens – Fachmänner für Irrenanstalten – Hypnose durch glänzende Gegenstände – König Ludwig II. und sein Arzt Gudden – die Tragödie vom Starnberger See – der Schuster Bosshardt heilt Trinker – neue Lebensperiode

Meine junge Ehefrau musste ich natürlich überall vorstellen. Amüsant waren dabei unsere Besuche bei den verschiedenen Professorenfrauen. Besonders einige derselben erwarteten natürlich eine Erweiterung ihres Einladungskreises. Meine Frau hatte so wenig wie ich Lust, in dieser Sache mitzumachen. Unerschütterlich erklärte ich, aufgrund sowohl der Entfernung wie unserer Doppelstellung mit den entsprechenden Anstaltspflichten Einladungen, Besuche und Gegenbesuche unmöglich annehmen und machen zu können.

Wir widerstanden heldenmütig dem vereinten Ansturm der Damen, und ich ließ mich mit Humor zum Tyrannen stempeln, wofür mir meine Frau von Herzen dankbar war.

Näher befreundet waren wir mit den Familien der Herren Professor G. von Wyß und Dr. Lehmann, mit Herrn und Frau Dr. Stoll, die nach längerem Aufenthalt in Guatemala wieder nach Zürich zurückgekehrt waren, mit Herrn und Frau Bourgeois und einigen anderen. Aber wir erklärten überall, grundsätzlich keine zeremoniellen Einladungen anzunehmen, die uns beiden überhaupt zuwider waren. Wir hatten ja wahrhaft nützlichere Arbeit zu verrichten.

Meine Frau befreundete sich alsbald mit verschiedenen Einwohnern der Anstalt. Mit großem Eifer nahm sie sich der Gesangsübungen an und wurde dank ihrer musikalischen Begabung bald eine vorzügliche Chordirigentin. Sie besuchte außerdem viele Patientinnen, musizierte mit Patienten und nahm eifrig teil an allen Anstaltsfesten und deren Vorbereitungen. Ich war froh, ihr diese ganze Angelegenheit übergeben zu können, die ich bis dahin mit dem Oberwärtpersonal besorgt hatte. Dies war ziemlich kompliziert, da an Weihnachten zum Beispiel über 300 Patienten beschenkt wurden. Dabei mussten die Individualitäten und krankhaften Erscheinungen sehr sorgfältig berücksichtigt werden. Schon in diesem Jahr organisierte meine Frau Gesänge und symbolische Weihnachtsaufführungen. Am nachfolgenden Abendessen nahmen noch nicht viele Patienten teil. Erst nach und nach wurde die Sache ausgedehnt.

Mein Schwager Fritz Steinheil, stud. med., kam im Frühling (März bis April) 1884 zu uns ins Burghölzli. In diese Zeit fällt nun eine Erfahrung, die für mein ganzes Leben von hervorragender Bedeutung werden sollte. Ich hatte seit Jahren die Gewohnheit (von München her), meine Schuhe nach dem System meines alten Anatomielehrers, Professor von Meier, an den Fuß anpassen zu lassen, und war recht unglücklich, in Zürich keinen geeigneten Schuhmacher finden zu können. Nun kam mein Schwager eines Tages triumphierend und erklärte mir, er hätte einen sehr netten Schuster gefunden, der die Schuhe der Fußform anpasse. Hoherfreut bestellte ich diesen Schuhmacher, der in der Nähe der Anstalt wohnte. Wir unterhielten uns

über die Schuhform; der Mann gefiel mir sehr gut, und nach alter Waadtländer Sitte bot ich ihm ein Glas Wein an. Mit einem Lächeln lehnte er ab und erklärte mir, er sei Abstinenter. Ein Abstinenter! Das war gerade, was ich noch mehr als Schuhe nach der Fußform seit Jahren suchte. »Sie sind wirklich vollständiger Abstinenter aller alkoholischen Getränke?« – »Ja, seit längerer Zeit. Ich bin sogar Vorsteher einer kleinen Sektion des Blauen Kreuzes hier in Riesbach-Zürich.« – »Und gerade das suche ich seit so langer Zeit und wusste nichts davon. Wären Sie vielleicht bereit, meine Säuerer in Ihren Verein aufzunehmen?« – »Ja, mit Vergnügen!« – »Oh, ich werde Ihnen nur die Besseren schicken, denn es gibt darunter unheilbare Lumpen, die mehr oder weniger psychisch abnorm sind und mit welchen nichts mehr anzufangen ist.« – »Schicken Sie nur alle, wir wollen überall versuchen.« – »Na, na, Sie haben noch nicht alles erlebt!«

Daraufhin wurden wir uns schnell einig, dass ich meine Trinker in die Sitzungen seiner Sektion des Blauen Kreuzes mit Wärterbegleitung senden würde, und dass er sie in seinen Verein hineinkeilen solle. In den folgenden Monaten und im Jahre 1885 entwickelte nun mein Schuhmacher, Jakob Bosshardt, einen unglaublichen, uneigennütigen Eifer in der Rettung der Alkoholiker der Anstalt Burghölzli. Und siehe da! Ich sah wahrhaftig eine Anzahl derselben von nun an dauerhaft geheilt, was ich noch nie erlebt hatte, mit Ausnahme jenes Patienten in München und des L., von dem mir aus Paris berichtet worden war. Dies interessierte mich in hohem Grade und machte mich sehr nachdenklich. Immerhin war bei der Sache ein Haken. Herr Bosshardt war ein streng religiöser Methodist, und das System des Blauen Kreuzes verband die Trinkerrettung innig mit der christlichen Bekehrung. Die Leute mussten allerlei Gebete verrichten und religiöse Übungen mitmachen. Nachdem sie genügend vorbereitet waren, mussten sie öffentliche Bekenntnisse vor versammelter Zuhörerschaft ablegen, wobei die Gottesgnade, die Sündhaftigkeit des früheren Benehmens und die nunmehrige Bekehrung und Rettung eine viel größere Rolle

spielte als die Abstinenz selbst, so streng diese auch von Herrn Bosshardt durchgeführt wurde. Ich ging mehrmals mit meiner Frau zu den Sitzungen des Vereins und studierte die ganze Sache genau. Ich konnte mich aber mit der ganzen christlichen Richtung des Vereins selbstverständlich nicht befreunden und überzeugte mich innerlich immer mehr, dass nicht diese, sondern das Beispiel der Abstinenz der Werbenden selbst, verbunden mit intensiver Hingebung für die Trinker und mit einer guten Vereinsorganisation, die Hauptsache sei.

Meine Frau gebar am 15. November unseren Sohn Eduard. Herrlich war es, die Freude der jungen Mutter mitanzusehen. Leider konnte sie trotz aller angewandten Mühe das Kind nur ganz kurz selbst stillen. Eine bestellte Amme erwies sich als unbrauchbar, sodass man zur künstlichen Ernährung mit Heumilch schreiten musste. Ebenso tüchtig erwies sich meine Frau in der Kinderpflege, wobei sie von einer gediegenen Kinderwärterin, Frau Koller (später Oberwärterin in Rheinau), sehr unterstützt wurde.

Am 12. Dezember 1884 musste ich zum ersten Mal vor einem ausgewählten Zürcher Publikum einen sogenannten Rathausvortrag halten über: »Das Gedächtnis und seine Abnormitäten«. In dieser Arbeit habe ich bereits den genialen Gedanken Ewald Herings über den organischen Zusammenhang zwischen Instinkt und Gedächtnis erwähnt, der später durch Semon in seiner Mneme ausgearbeitet wurde. Aber, obwohl die Sache mir sehr imponierte, kam ich nicht dazu, sie weiter zu verfolgen. Ribots Arbeit diente mir als Unterlage. Die Bewusstseinsfrage ging mir immerwährend durch den Kopf; ihre Wichtigkeit war mir klar, die Sache selbst aber durchaus noch nicht. Zwar galt es für mich seit langem als sicher, dass die Psychologie als Teil mit zur Gehirnphysiologie gehörte. Was das Bewusstsein selbst sei, war mir aber noch nebelhaft. Erst der Hypnotismus sollte mich später darüber belehren. Hinter jenen früher »Magnetismus« genannten Erscheinungen witterte ich, wie schon früher angedeutet, irgendetwas Wichtiges, aber auch dieses Etwas

war mir noch rätselhaft. So blieb in meinem Vortrag der Fehler, dass das Bewusstsein an und für sich irgendetwas Besonderes sein müsse, eine »tätige Kraft«, wobei ich natürlich die direkten subjektiven Erscheinungen des Bewusstseins (die Introspektion) mit der dabei waltenden Gehirntätigkeit noch unklar zusammenwarf.

Zu jener Zeit kam eine nervenleidende Frau in die Anstalt*, die bis zum Skelett abgemagert war. Sie behauptete, nichts essen zu können. Ich ließ sie im Bett liegen und ordnete an, sie solle trotz ihrer Schmerzen ihre ganze Kraft aufs Essen konzentrieren. Die Läden wurden zugemacht, sie sollte nicht sprechen, und nur essen. Es gelang, und sie, die am Verhungern war, aß täglich mehr, war nach sechs Wochen genesen und hatte an Gewicht ungemein zugenommen. Ich wusste damals nichts von der später so berühmt gewordenen Weir-Mitchellschen Bettruhe und Fütterungstherapie und kam ganz von selbst darauf. Der Ehemann war darüber so entzückt, dass er mir auf meine Bitte versprach (er war früher in Indien gewesen), an einen Museumsdirektor zu schreiben, damit er mir Ameisen aus Indien verschaffe. Dies geschah und bildete den Anfang meines Studiums über die Ameisen Indiens, das später durch die Güte des Herrn Robert Wroughton aus Poona auf ganz Indien und später auf den australischen Kontinent und auf Natal ausgedehnt wurde.

Im Mai 1885 kam ein sogenannter Gedankenleser von Berlin nach Zürich und machte Furore. Ich verstand zuerst nichts davon. Auch konnte er bei mir selbst nichts erreichen. Verblüffend war es, wie dieser Berliner mit geschlossenen Augen wunderschön das Panorama der Alpen in Zürich auf die Tafel zeichnete, während mein Kollege, Professor Heim, ihn scheinbar nur mit der Hand berührte. Kurz darauf aber erklärte mein Freund Dr. O. Stoll die Sache in der »Neuen Zürcher Zeitung«

* Den Fall habe ich 1886 im Korrespondenzblatt für Schweizer Ärzte: »Zur Heilung der Hysterie« veröffentlicht. (Fall Frau Z.)

auf die einfachste Weise durch die unterbewusste Muskelbewegung der Person, die den Gedankenleser berührte. Diese Erklärung des sogenannten Cumberlandismus war früher schon von anderer Seite wissenschaftlich gegeben worden. Possierlich war die Wut des Zürcher Publikums über diese nüchterne Aufklärung. Professor Heim, dem das angebliche Wunder am meisten imponierte, hatte somit selbst das ihm sehr geläufige Panorama unbewusst gezeichnet, und nicht der Berliner.

Im März 1885 war Dr. Paul Mayser aus der Anstalt ausgetreten (er wurde später Direktor der Irrenanstalt in Hildburghausen, Deutschland) und durch Dr. Bleuler aus Zürich ersetzt worden. Dr. Bleuler war außerordentlich tüchtig, und wir waren bald gut befreundet. Er war vorher Assistent von Professor von Speyr in Bern gewesen.

Im Juni 1885 verfolgte ich einen für die damalige Zeit neuen Gedankengang, der Arbeit für den Hilfsverein für Geistesranke bot. Schon lange war mir klar, dass es keine Grenze zwischen Geistesstörung und geistiger Gesundheit gebe, und dass ein guter Teil der Menschen, die man als Verbrecher einsperrt, mit einem Fuß oder mehr in die Irrenanstalt gehören. Ich suchte durch Darlegung der bezüglichen Tatsachen eine Skizze auszuarbeiten, wie man das ganze Strafhauswesen in Verwahrungs- und Beschäftigungsanstalten für gemeingefährliche Personen umwandeln könne. Ich teilte die Anstalten in offene und geschlossene unter praktischen Gesichtspunkten ein und forderte, was die geschlossenen Anstalten betraf: a) Spitalartige Anstalten für heilbare Geistesranke; b) Pflegeanstalten für Gefährliche und solche, die nicht in offenen Asylen sein können; c) Erziehungsanstalten für die noch erziehbare abnorme, schwachsinnige oder »schlechte« Jugend; d) umgewandelte Strafanstalten, und zwar: die einen für moralisch Irrsinnige und Übergangsfälle zur Gesundheit, die anderen für Alkoholiker, die dritten für Besserungsfähige und die vierten als Sicherungsanstalten für Unverbesserliche.

Meine kleine Arbeit betitelte ich: »Warum, wann und wo sperrt man Menschen in Irrenanstalten ein? Geistesstörung, Gesetz, Moral und Strafanstalten.« Diese Arbeit, in etwa drei Tagen fertiggestellt, wurde im Jahresbericht des Hilfsvereins für Geistesranke über das Jahr 1884 veröffentlicht. Sie wurde offenbar für etwas überspannt gehalten und kaum beachtet. Wenn ich mir überlege, wie die Ansichten über diesen Gegenstand sich seither im Sinne meiner damals veröffentlichten Arbeit geändert haben, so kann ich mir nicht ohne eine gewisse Genugtung sagen, dass ich bereits das Richtige getroffen hatte, und dass die spätere Zeit mir recht gegeben hat.

Damals glaubte man noch – besonders mein früherer Lehrer Gudden – an eine scharfe Trennung zwischen geistiger Krankheit und geistiger Gesundheit. Der Dualismus zwischen Gehirn und Seele spukte noch überall in den Köpfen, und die heutigen Reformbestrebungen im Strafwesen wurden nur sehr vereinzelt angedeutet.

Dr. Nägeli hatte die Direktion der Anstalt Rheinau infolge von Misshelligkeiten mit der dortigen Verwaltung niedergelegt. Er war eben von Haus aus kein Irrenarzt. Eines Tages klagte mir der neue Sanitätsdirektor Spiller über die fortwährenden Streitigkeiten und die Unordnung in jener Irrenanstalt. Ich benutzte die Gelegenheit, ihm ganz offen zu sagen, das sei wahrhaftig nicht verwunderlich, wenn man statt tüchtiger und vorgebildeter Irrenärzte in einem fort praktische Ärzte nehme, die von Psychiatrie nichts verstünden. Das scheine in der Schweiz ein Erbfehler zu sein. Dann aber habe man kein Recht, zu klagen, wenn alles schief gehe. Statt dass man bei erfahrenen Fachleuten Rat hole, lasse man sich von persönlichen Einflüssen und der Politik leiten: da liege der Grundfehler. Obendrein verleide man infolgedessen ernsten Studenten die psychiatrischen Vorstudien, da sie zu nichts führten. Herr Spiller konnte mir nicht Unrecht geben, betonte aber seinerseits mit Recht, dass er selbst nichts dafür könne, und fragte mich, ob ich jemand kenne, der für

die Direktion der Anstalt Rheinau passen würde. Ich sagte, ich wolle überlegen und ihm gewiss nur einen tüchtigen Kandidaten empfehlen, der nicht nur Fachmann sei, sondern auch die nötigen Eigenschaften des Geistes und Gemüts besitze, aber die Regierung müsse ihm dann beistehen. Ich besprach dann die Sache mit Sekundärarzt Laufer und meinen Assistenten, und betonte, wir müssten hier die Gelegenheit des guten Willens benutzen, um der Psychiatrie zu ihrem Recht zu verhelfen. Herr Laufer stand mit der Verwaltung der Rheinau nicht gut und zeigte keine Lust, dorthin zu gehen. Dagegen hatte ich immer mehr die tüchtigen Eigenschaften meines neuen Assistenten Dr. Bleuler erkannt. Derselbe hatte bereits auch vorzügliche wissenschaftliche Arbeiten über sekundäre Empfindungen veröffentlicht und war ebenso intelligent und aufopferungsfähig, wie in allen sonstigen Beziehungen gediegen und tätig. Ich empfahl ihn daher trotz seiner Jugend Herrn Spiller sehr energisch und betonte, an der Jugend liege es nicht, sondern an den psychologischen Fähigkeiten. Dr. Bleuler wurde dann in der Tat als Direktor angestellt.

Damals hatte ich an Kaninchen besonders wichtige Experimente über den Hörnerv gemacht, und es war mir gelungen, denselben zur Atrophie zu bringen. Dadurch wurde sein Ursprung im Gehirn festgestellt. Professor Bechterew in Petersburg beeilte sich kurz darauf, mitzuteilen, dass er die Sache auch gefunden habe! Er war eben ein Mitarbeiter des Neurologischen Zentralblattes! Mit den Herren Mendel und Flechsig befreundet, schritt er in deren Fußstapfen weiter. Ich muss offen gestehen, dass jene Herrschaften mir allmählich die Hirnanatomie verleiteten.

Zu jener Zeit ungefähr hatte ich von den neuen Versuchen Charcots in Paris gehört, nach der Braidschen Methode mit einem glänzenden Gegenstand hysterische Kranke zu hypnotisieren. Dr. Haab, damals noch Privatdozent in Zürich, interessierte sich sehr dafür und meldete mir eines Tages, er habe eine hysterische Patientin auf diese Weise hypnotisiert und

wolle sie mir zeigen. Ich ging hin, und Haab ließ die Kranke einen glänzenden Glasknopf einige Minuten anschauen. Die Kranke bekam einen starren Blick, zeigte sich wie geistesabwesend, sprach undeutlich und traumartig vor sich hin usw. Wir schauten zu, ohne zu wissen, was damit anfangen. Nach Braid-Charcotschem Verfahren bliesen wir dann der Kranken kräftig ins Gesicht und sie wachte auf. Wir schauten uns ratlos an und schüttelten die Köpfe, aber die Sache selber konnten wir uns nicht erklären. Ich machte dann einige Zeit darauf einen ähnlichen Versuch mit einer hysterio-epileptischen Wärterin, und siehe da, die Sache gelang mir, aber nach der zweiten Sitzung bekam sie einen hysterischen Tobsuchtsanfall, der sogar ein oder zwei Tage dauerte, und aus dem sie durch kein Blasen zu wecken war. Daraufhin bekam ich vor dem Hypnotismus einen solchen Respekt, dass ich meine Versuche bleiben ließ.

Bald darauf ereigneten sich die bekannten tragischen Ereignisse mit Gudden und König Ludwig II. in München. Ich muss vorher erwähnen, dass mein Verhältnis zu Gudden sich dadurch etwas abgekühlt hatte, dass er einerseits immer dogmatischer und einer Diskussion immer weniger zugänglich geworden war, und dass er andererseits einen jungen Arzt, der sich verpflichtet hatte, bei mir als Assistent einzutreten, ohne Weiteres kurz vorher bei sich anstellte. Er meldete mir einfach die geschehene Tatsache, mir einen anderen Arzt dafür anbietend, der mir gänzlich unbekannt war, und den er für sich nicht nehmen wollte. Darüber ärgerte ich mich weidlich und lehnte diesen Ersatz rundweg ab. Ich half mir dann, wie ich konnte, aber seitdem blieb ich etwas kühl Gudden gegenüber. Freilich hatte ihn der betreffende Arzt offenbar, zum Teil wenigstens, angelogen.

Nun wurde König Ludwig wahnsinnig und musste aus dem Schloss Hohenschwangau mit Gewalt weggeführt und im Schloss Berg am Starnberger See interniert werden. Gudden hatte dabei schwere Zeiten. Plötzlich kam die niederschmetternde Kunde, dass König Ludwig und Gudden zusammen im

Starnberger See ertrunken seien. Der König war offenbar ins Wasser gesprungen, und Gudden war bei dem Versuch, ihn zu retten, mit ihm zugrunde gegangen. Ich wurde von der Zürcher Fakultät zu seinem Begräbnis gesandt, wurde aber im letzten Moment von einer schweren fieberhaften Halsentzündung befallen, sodass ich unmöglich reisen konnte. Das erschien mir umso fataler, als man mein Wegbleiben leicht als Folge unseres abgekühlten Verhältnisses deuten konnte. Über die Tatsachen selbst veröffentlichte Professor Grashey, der Schwiegersohn Guddens, nach einiger Zeit eine aktenmäßige Darstellung, die Folgendes nachwies: Der König wollte im Park des Schlosses Berg spazieren gehen, und Gudden gestattete dies. Die Wärter und der Assistent folgten nach. Nach kurzer Zeit gab ihnen Gudden in unvorsichtiger Weise einen Wink mit der Hand zum Zurückbleiben. In unglaublich pflichtvergessener und leichtsinniger Weise deutete der Assistenzarzt (gerade derjenige, der bei mir hätte eintreten sollen und den Gudden angestellt hatte) dies als ein Zeichen, dass er mit den Wärtern ganz weg und nach Hause zurückgehen solle, und gab den Pflegern den entsprechenden Befehl. So ging Gudden allein mit dem König weiter. Erst nach mehr als einer Stunde, als niemand wiederkam, schauten Assistent und Wärter nach. Das Unglück war aber bereits geschehen. Ich muss Grashey unbedingt zustimmen, wenn er die Ansicht äußert, dass diese fatale Deutung eines einfachen Abwehrwinkes als Befehl vollständiger Rückkehr absolut zu verurteilen war. Ebenso gut konnte es heißen: »Tretet etwas weiter zurück und folgt uns aus der Ferne, um den König nicht zu ärgern.« Gudden war freilich unvorsichtig gewesen wie immer, aber das Vorgehen des Assistenten war mit nichts zu entschuldigen. Dieser ganze Fall erschütterte mich tief, denn an Gudden ging ein bedeutender Mann verloren, und er war mir ein lieber Chef gewesen.

Der treue Abstinente Herr Jakob Bosshardt hatte immerfort meine Trinker zu sich genommen und verschiedene derselben geheilt. Immer mehr schämte ich mich, in dieser Weise

als Irrenarzt von einem einfachen Schuhmacher in der Trinkerheilung überflügelt zu werden. Es wurde mir immer klarer, dass etwas bei mir fehle, und dieses Etwas war mir sozusagen zu vier Fünfteln bewusst. Eines Tages – es war der 1. Juli 1886 – kam Herr Bosshardt zu mir und sprach wieder über einen Trinker. Nun sagte ich: »Herr Bosshardt, ich weiß nicht, wie ich Ihnen für all Ihre aufopferungsvolle und erfolgreiche Mühe bei unseren Kranken danken soll, ich bin ganz beschämt, aber erklären Sie mir eins: Ich bin Psychiater, zur Heilung der Kranken als Direktor der Irrenanstalt angestellt, und Sie sind Schuhmacher, wie kommt es denn, dass ich noch niemals einen Trinker bleibend geheilt habe, während Sie dagegen solche Erfolge aufweisen?« – Darauf lächelte Herr Bosshardt verständnisvoll und antwortete: »Es ist sehr einfach, Herr Direktor, ich bin Abstinenter und Sie sind es nicht!« – »Ja, wahrhaftig, ich fühle es schon lange und schäme mich im Stillen, dass ich bis dahin immer noch nicht den Mut hatte, es anzufangen. Ich hatte so die Idee, ich könne schwach werden, es könnte meiner Gesundheit oder meinem Magen schaden, kurz, ich weiß es nicht. Aber jetzt hört die Sache auf. Hier haben Sie meine Hand, von heute an bin ich Abstinenter.« Herr Bosshardt freute sich sehr darüber und versicherte mir, dass meine Gesundheit sicher nicht darunter leiden würde. Am gleichen Tag unterschrieben wir beide, meine Frau und ich, ein Abstinenzversprechen für zwei Jahre. Meine Frau trank sowieso seit längerer Zeit nichts. Sie trat ins Blaue Kreuz ein, was mir meine Anschauungen nicht gestatteten. Dieses Ereignis bezeichnete für mich eine vollständig neue Lebensperiode, sodass ich hiermit das vorliegende Kapitel schliesse.